Familienblätter

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 52. **Posen, den 25. Dezember.** **1892.**

Nur ein Schaffner.

Von Georg Paysen Petersen.

(Schluß.)

Todtmüde kehrte Fischer in sein Heimwesen zurück, zu seinem Weibe, das sehnsuchtsvoll seiner harrte; aber noch durfte er sich dem lang entbehrten Schlafe nicht hingeben, denn zuvor mußte er seine Rechnung abschließen, das heute eingenommene Geld abzählen und verpacken, damit er es am andern Morgen abliefern könne. Hätte ihm bei dieser Arbeit Frau Martha nicht getreulich geholfen, er wäre nimmer damit fertig geworden vor übergroßer Müdigkeit. Endlich war auch dieses besorgt, und Fischer legte den Ueberschuß — die empfangenen Trinkgelder — vor sich hin; es waren eine Mark und zehn Pfennige, nämlich ein bleigraues sich schlüpferig anfühlendes und offenbar falsches Markstück, das übrigens sehr geschickt nachgeahmt, und ein wirklicher, echter Nickelgroschen. Dafür also hatte sich Fischer wohl zwanzigmal am Tage demüthigen müssen.

„Mutter," sprach er, „das Falschstück bewahren wir zum Andenken an den heutigen Tag auf; die übrigen Trinkgelder aber werden künftig alle zurückgelegt, bis ich meinem Freunde die Kaution zurückzahlen kann!" —

Die folgenden Tage vergingen für Fischer wie der erste; der Dienst war mühselig, und die Abwechselungen, die er bot, bestanden in eben so vielen Widerwärtigkeiten; die wenigen Minuten, welche Fischer an der Endstation zuweilen mit seiner Frau uud seinen Kindern verplauderte, wareu für ihn die einzigen frohen Augeublicke des Tages. Als er am vierten Tage spät abends heimkehrte, sagte er zu Frau Martha: „Morgen habe ich meinen ersten freien Tag; den wollen wir gemüthlich mit den Kindern verleben." „Vor allen Dingen sollst Du einmal ordentlich ausschlafen, Walther. „Ausschlafen?" fragte Fischer lächelnd, „Du vergißt, liebe Frau, daß wir morgen früh Appell haben; es könnte doch einer der Kameraden fehlen, und dann muß ich für ihn eintreten." Frau Marthas Gesicht verlängerte sich zusehends.

Beim Appell hieß es am andern Morgen: „Sie müssen den dritten Wagen übernehmen, Fischer, da sich Johannsen hat krank melden lassen!" Fischer mußte also auch heute den gewohnten Dienst verrichten und erst, nachdem er neun Tage nach einander gefahren hatte, fiel ihm ein „freier Tag" zu. Als er am Morgen dieses Tages nach beendigtem Appell heimkehrte, suchte er sofort das Bett auf und verschlief den ganzen Vormittag. Mariechen war längst schon aus der Schule gekommen, als ihr Papa endlich erwachte, aber er erwachte neugestärkt, und auf seinem Gesichte lag wieder das heitere Lächeln eines glücklichen Menschen.

Während des Essens sagte Fischer zu seinen Kindern: „Nun paßt einmal auf, ihr beiden; jetzt giebt's etwas zu rechnen. Heute ist der vierte Dezember, und nach zehn Tagen habe ich auch wieder frei, was ist dann?" „Der vierzehnte Dezember," antwortete Marie. „Und dann nach zehn Tagen hab' ich auch wieder frei, was ist dann?" „Der vierundzwanzigste Dezember, und dann ist Weihnachten!" jubelten die beiden Kleinen und klatschten vor Vergnügen in die Hände.

„Un denn schenkst Du mich eine Blase, nich wahr, Papa?" rief Fritzchen. „Und einen Tannenbaum kriegen wir doch auch, mit Lichtern daran?" fügte Mariechen hinzu. „Gewiß, Kinder, wenn ihr artig seid, dann giebt's einen Baum," versicherte Frau Martha; dann zog sie den Kindern warme Jäckchen an, und beide Eltern machten mit ihnen eine Wanderung durch den „Dom", wie die Hamburger seit alters den Weihnachtsmarkt nennen. —

Am Abend, nachdem die Kinder zu Bett gebracht worden waren, holte Fischer mehrere Bilderbogen hervor, klebte sie auf Pappe und machte sich daran, die Soldaten auszuschneiden; aber die mit Frostbeulen bedeckten Hände verrichteten ihren Dienst schlecht. „Du hast doch sonst niemals Frost in den Händen gehabt, Walther", sagte Frau Martha.

„Ich habe auch sonst nicht in jedem Wind und Wetter mit bloßen Händen gehen müssen, mein Kind, und Handschuhe würden mir auch nichts nützen, da ich kein Geld zählen kann, wenn ich sie anhabe." Frau Martha schwieg und lächelte; aber sie holte ihr Strickzeug herbei, und während Walther fleißig an seinen Pappsoldaten herumschnitt und Holzklötzchen dahinter klebte, so daß schließlich ein ganzes Regiment kampfbereit aufmarschirt war, strickte sie eben so fleißig und hatte nach zwei Stunden einen Handschuh fertig gebracht, der die Handfläche, den Handrücken und die beiden kleinen Finger warm bekleidete, während er die Vorderglieder des Daumens und der beiden großen Finger frei ließ. „Siehst Du, wie prächtig er paßt!" rief sie freudestrahlend, als sie ihrem Manne das Meisterwerk über die Hand gezogen hatte, und Fischer küßte sein liebes Weib dankbar. So verging den Eheleuten unter fröhlicher Arbeit und herzlichem Geplauder der Abend.

Am nächsten Tage hatte Fischer wieder Dienst. Es war trübes Wetter und der Nebel so dicht, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte. Die Leute eilten mit ihren Weihnachtseinkäufen so schnell wie möglich in die Pferdebahnwagen, und diese waren daher bis auf den letzten Platz gefüllt, nicht von Menschen allein, sondern auch von allerlei Schachteln und

Packeten, die die Menschen bei sich trugen. Auch Fischers Wagen war gedrängt voll und rollte langsam durch den Nebel dahin. „Wie weit, mein Herr?“ fragte Fischer dienstbeflissen einen stutzerhaft aussehenden jungen Mann, der — beide Hände in den Seitentaschen seines Winterrockes — breitspurig vor ihm stand, so daß die Elfenbeinspitze des Ebenholzstöckchens, das er in seine linke Tasche gesteckt hatte, bis zur Augenhöhe reichte, und die übrigen Fahrgäste belästigte. „Zehn Pfennig!“ näselte der Jüngling, indem er den Rauch seiner Cigarrette dem Schaffner ins Gesicht blies und gleichzeitig mit einer nachlässigen Handbewegung, und ohne einen Blick auf die Münze zu werfen, dem Fragenden ein Zehnpfennigstück reichte. Fischer steckte dieses in seine Geldtasche, gab dem Herrchen den verlangten gelben Quittungszettel und wollte sich an den nächsten Fahrgast wenden. „Ich bekomme noch vierzig Pfennig heraus!“ schnarrte der Stutzer. „Entschuldigen Sie, mein Herr, Sie haben mir nur ein Zehnpfennigstück gegeben“, wandte Fischer ein. „Na, nu wird's aber gut“, entgegnete der Jüngling, „sehen Sie doch gefälligst ordentlich nach, wenn man Ihnen Geld anvertraut; ich habe Ihnen ein Fünfzigpfennigstück gegeben und bekomme vierzig Pfennige wieder heraus!“ „Sie müssen sich irren, mein Herr.“ „Ich bewahre, ich sage Ihnen ja, es waren 50 Pfennig, wozu haben Sie denn Ihre Augen!“ Um dem widerwärtigen Auftritt ein Ende zu machen, zahlte Fischer die verlangten vierzig Pfennig schweigend aus und setzte dann das Einsammeln der Fahrgelder fort.

Auf dem Mittelsitze des Wagens, unmittelbar unter dem Kutscherbock, saß im pelzverbrämten Winterrock ein etwa achtjähriges Bürschchen. Kinder lieben diesen Sitz im Wagen vor allen anderen; denn von hier aus können sie die Pferde sehen, und die kindliche Einbildungskraft braucht nur wenig nachzuhelfen, um sich als Leiter des ganzen Gefährtes zu fühlen. Das war nun zwar bei dem herrschenden Nebel unmöglich, und der Kleine, der dort saß, hatte heute nur gewohnheitsgemäß diesen Lieblingssitz eingenommen. Als Fischer an ihn herantrat, gab es plötzlich einen Ruck im Wagen, ein lauter Schrei ertönte außerhalb desselben, die Fenster klirrten, und der Wagen krachte in allen Fugen; aber schon hatten die großen Hände des Schaffners den Jungen an der Schulter gepackt, ihn blitzschnell emporgehoben und in die entfernteste Ecke des Wagens geschleudert. Im nächsten Augenblicke taumelte Fischer und fiel rückwärts auf den Boden des Wagens; ein Strom Blutes quoll ihm aus dem Munde. Entsetzt sprangen die Fahrgäste auf. Ein schwerer Bierwagen war in voller Fahrt in den Pferdebahnwagen hineingefahren; die Deichsel hatte die Scheiben zersplittert, den ganzen vorderen Theil des Wagens zertrümmert und die Brust des Schaffners getroffen. Nur durch Fischers blitzschnelles, entschlossenes Eingreifen war der Knabe, der vor kaum einer Sekunde an jenem Platze gesessen hatte, vom Tode gerettet worden; der heldenmüthige Helfer aber lag röchelnd am Boden, und ein bald herbeigeeilter Arzt konnte nur achselzuckend bedauern, daß hier menschliche Hülfe unmöglich sei. — — —

Drei Tage später betraten die Kameraden des in treuer Pflichterfüllung Gestorbenen dessen Wohnung, um ihm die letzte Ehre zu erzeigen. Als sie in das Zimmer traten, wo der Todte aufgebahrt lag, standen Mariechen und der kleine Fritz an den Seiten des Sarges, und ihre Thränen netzten die Hände des entschlafenen Vaters; Frau Martha aber kauerte am Fußende der Bahre, thränenleeren Auges starrte sie auf das bleiche Antlitz des Todten, und indem ihre Füße den Takt traten, sang sie eintönig:

„Schlaf', Kindchen schlaf'!
Dein Vater hütet die Schaf',
Dein Mutter schüttelt das Bäumelein,
Da fällt herab ein Träumelein;
Schlaf', Kindchen schlaf'!“

Der Geist des armen Weibes war umnachtet.

Schweigend standen die wettergebräunten Männer, und aus mancher Wimper stahl sich eine heimliche Thräne. Da legte ein graubärtiger Kutscher seine Hand auf Frau Marthas Schulter und sprach: „Wir müssen ihn jetzt forttragen.“

„Ja“, entgegnete die Frau, „er schläft auch schon, bringt ihn nur in die andere Stube.“ Die Männer schlossen den Sarg und trugen ihn davon; Einer aber, ein Schaffner, dessen Ehe der Herr nicht mit Kindern gesegnet hatte, zog Mariechen und den kleinen Fritz an sich, legte ihnen — wie segnend — die Hände auf die blonden Lockenköpfchen und blickte ihnen tief in die blauen Augen. „Kinder“, sprach er, „soll ich jetzt Euer Vater sein?“ „Ja“, antwortete Marie und trocknete sich die Augen. „Du“, rief Fritzchen, „dann mußt Du mich aber zu Weihnachten eine Blase schenken.“

Ein Faustschlag.

Von Hans Olden.

(Nachdruck verboten.)

Es sind jetzt ungefähr — na, ich brauche ja nicht zu erzählen, wie lange es her ist — aber ich war damals 18 Jahre alt und ich war nach Berlin gekommen, um — um irgend etwas zu werden. Was? wußte ich nicht genau, aber es war so ein unbestimmter Drang in mir: — Kunst und Literatur meinte ich und um das Theater und all sein Drum und Dran schwärmte ich sehnsüchtig herum.

Ich gehörte selbstverständlich einem Vereine an. „Musenheim“ war er genannt. Etwa 40—50 Jünglinge, mit ebenso klaren Zielen wie ich, waren meine „Vereinsgenossen“. Als „Vereinslokal“ hatten wir einmal in der Woche einen Saal in der Königsstraße gemiethet. Alle Donnerstage war „Vereinsabend“. Da kamen die „Mitglieder“ nebst ihren Angehörigen im „Musenheim“ zusammen. Es waren zum überwiegenden Theil ehrsame, spießbürgerliche Familien, und die Väter, Mütter, Schwestern und Tanten schauten mit nicht geringem Stolz auf den genialen Sohn oder Bruder oder Neffen, der „Mitglied“ war und am betreffenden Abend wohl gar „etwas zum Besten gab.“ Dieses Zum-besten-geben war sehr verschiedenartiger Natur; wir hatten „Dichter“, welche Novellen oder im schlimmen Falle lyrische Gedichte vortrugen, Virtuosen, welche auf dem Klavier oder der Geige die Welt zu beglücken gedachten, Aesthetiker, die grundgelehrte Vorträge über die neuen Ziele einer neuen Kunst ablasen, und endlich — eine große Zahl angehender Schauspieler, „Menschendarsteller“, wie man mit einem elegischen Strich durch das wallende Lockenhaar zu sagen pflegte. Die Menschendarsteller bildeten die erdrückende Majorität und das Podium war daher ein heißumstrittener Platz. Der „Vorstand“ hatte viele Mühe, die jugendlichen Eckhofs und Talmas im Zaum zu halten, auf daß all die „Monologe in der hohlen Gasse“, die „Bürgschaften“, „Streiks der Schmiede“ und „Kämpfe mit dem Drachen“ die Vereinsabende nicht bis zum Vereinsmorgen ausdehnten. Und das sollte durchaus nicht sein. Im Gegentheil, nach der „Kaffeepause“, die etwa um 1/21 stattfand, sollten nur noch einige „heitere Vorträge“ kommen — als Ueberleitung zum Tanz, der den verehrlichen Schwestern, Kousinen und jugendlicheren Tanten doch schließlich die Hauptsache war, und den sie sich durch heroische Selbstverleugnung während des seriösen Theils des Vereinsabends auch redlich verdient hatten.

Mir war dieses Tanzen immer ein Greuel, es erschien mir als eine Profanation. Aber eine von mir betriebene Antitanzpropaganda blieb ohne Erfolg, und der Vorstand erwiederte mir auf meine entrüsteten Vorhaltungen mit überlegenem Lächeln: „Ja, glauben Sie, mein Lieber, daß wir ohne das Tanzvergnügen überhaupt bestehen könnten? Ich bitte Sie, wieviel Familienbeiträge würden da noch übrig bleiben?“

Während des zweiten Jahres meiner Vereinsangehörigkeit, es war schon fast Frühlingsanfang — da kam ein berühmter Schauspieler nach Berlin, ein Mann, der in den Städten über

10,000 Einwohnern in beiden Welten schon bejubelt worden, für Berlin aber damals noch ziemlich neu war. (Ich will seinen Namen nicht nennen, weil er noch heutigen Tages berühmt und allbekannt ist.)

Für uns sensationslüsterne Kunstjünger war das Erscheinen des gefeierten Mannes eine gewaltige Aufregung. Unsere heimischen Mimen schätzten wir nicht besonders hoch, von denen sei nicht viel zu lernen, meinten wir, von den „Königlichen Schauspielbeamten“, aber bei dem — da war doch wohl manches neu, genial, bedeutend. Der Gast machte übrigens in Berlin Furore, und das unheimlich geräumige National-Theater, in dem das denkwürdige Gastspiel stattfand, war stets ausverkauft.

Ich war jeden Abend da.

Eine Stunde vor Beginn stand ich schon in dem pferchähnlichen Stehparterre, um mir den Platz in der ersten Reihe zu sichern. Ich habe an dieser Stelle an manchen Tagen fünf volle Stunden stehend ausgeharrt, ich habe den billigen Obolus für das Billet meinem knurrenden Magen abgespart — aber ich habe der Minute entgegengezittert, wo ich das Theater betreten durfte.

Welche Verehrung ich für den großen Künstler damals empfand — ich finde kein Wort um das nur annähernd wiederzugeben. Ich habe in meinem ganzen Leben, nicht vorher, nicht später ein ähnliches Gefühl der Vergötterung, der bedingungslosen Anbetung empfunden. Wenn ich übrigens eben sagte: für den Künstler, so ist das eigentlich nicht richtig. Meine Schwärmerei galt dem Menschen, dem hohen, edlen Manne. Der war hier für mich vom Künstler einfach nicht zu trennen. Diese vollendete Illusion mag mit dem Rollenfach zusammenhängen. Einem ausgezeichneten Franz Moor hätte ich die satanische Bosheit doch wohl nicht gleich auf sein bürgerliches Leben übertragen. Das Gute, Edle, Schöne dagegen hatte eine viel zwingendere Kraft über mich. Es bildete sich in mir eine ganz feste Vorstellung davon, was und wie dieser Mensch im Leben sei. Die hohe Güte eines Posa, die Ritterlichkeit des Egmont und dazu der Ueberzeugungsschmerz eines Acosta — das waren die Einzelheiten, aus denen sich mir ein Idealmensch formte. —

Ich weiß nicht, ob alle „Musenheim“-Leute die Erscheinung so tief begriffen wie ich. Aber das war klar: zu diesem Fall mußte Stellung genommen werden. Am nächsten Vereinsabend versammelte der Vorstand die „ordentlichen Mitglieder“ im „Berathungszimmer“ und stellte den „Gegenstand“ auf die „Tagesordnung“: „In welcher Weise soll der Verein „Musenheim“ dem berühmten Gaste, Herrn X. die geziemende Anerkennung zum Ausdruck bringen?“

Sofort erhob sich ein halberwachsenes flottes Bürschchen, Helbling mit Namen: „Ich beantrage einen X.-Abend zu veranstalten, zu dem wir Herrn X. einladen!“

„Er wird nicht kommen“, warf ich angstvoll ein.

„Warum denn nicht?“ erwiedert auf der Stelle mein geehrter Vorredner, „eine Huldigung von uns wird ihm nicht unangenehm sein, und unsere fünfzig Paar kräftige Hände schon gar nicht.“

„Sind Sie wahnsinnig?!“ Ich sprang auf. Blutroth im Gesicht donnerte ich die Worte dem frechen Patron entgegen. „Ein Mann wie X. ist erhaben darüber, ob eine blöde Menge ihre dummen Hände etwas mehr oder weniger zusammenschlägt — —“

Nachdem der Vorstand diese Apostrophe durch einen „Ordnungsruf“ gerügt hatte, wurde der „Antrag Helbling“ mit Stimmeneinheit angenommen. Gleichzeitig wurde eine Deputation ausgewählt, die Herrn X. die Einladung des „Musenheim“ überbringen sollte. Ich wurde trotz meines unparlamentarischen Benehmens in Anbetracht meiner sprachlichen „Gewandtheit“ als Sprecher designirt.

Am nächsten Tage, um 3 Uhr Nachmittag, fanden wir uns, fünf Mann in Fräcken und weißen Krawatten, im „Hotel de Rôme“ ein. Hier wohnte der Gefeierte; das war mir auf meine Erkundigung im Nationaltheater mitgetheilt worden. Wir wandten uns an den Portier.

„Ist Herr X. zu sprechen?“

„Ich muß erst nachfragen lassen, Herr X. pflegt um diese Zeit zu ruhen. Wen darf ich melden?“

„Deputation des Vereins „Musenheim“.

Ein Kellner flog die Treppen hinauf und erschien schon nach zwei Minuten wieder. „Herr X. läßt sehr bitten.“

Der Kellner geleitete uns in den ersten Stock und ließ uns in einen kleinen eleganten Salon eintreten. In einer Zimmerecke lehnten fünf bis sechs riesige Lorbeerkränze mit breiten inschriftgezierten Seidenschleifen, die Ausbeute der letzten Abende.

Da standen wir also, die andern tauschten flüsternd Bemerkungen, mir pochte hörbar das Herz.

Da, ein Räuspern aus dem Nebenzimmer, die Seitenthür öffnete sich, und herein trat Herr X. Er ging gleich mit herzlich ausgestreckten Händen auf uns zu.

„Bitte, bitte, verzeihen Sie mir, meine Herren, daß ich Sie habe warten lassen, aber“ — hier spielte ein Lächeln von kindlicher Liebenswürdigkeit um seinen Mund — „ich war in zu respektloser Toilette.“

Wir hatten uns tief verbeugt und murmelten nun durcheinander, aber eine klare, würdige Entgegnung ließ unsere Befangenheit nicht zu. Der Mann war trotz des gemüthlichen Hausröckchens und seiner einfachen, natürlichen Art eine erdrückend mächtige Persönlichkeit.

Er half übrigens gleich über die Verlegenheit hinweg, nöthigte uns auf Stühle rund um den Tisch, setzte sich selbst auf's Sopha und sagte: „So, meine Freunde, nun können wir plaudern.“

Das war also mein Stichwort. Meine Nachbarn stießen mich an. Ich nahm mich zusammen, druckste — und brachte also schließlich unser Anliegen heraus. Von meiner sprachlichen Gewandtheit war diesmal wenig zu verspüren.

X. hatte aufmerksam — ich möchte sagen, er hatte inbrünstig zugehört; mit ineinander gelegten Händen war er ganz über den Tisch gebeugt, sein mild-ernstes Auge war fest auf mich geheftet, während der wundervolle Kopf mit neigenden Bewegungen, als ob er angestrengt die Gedanken auffasse, meiner Rede gefolgt war.

Als ich geendet, ergriff X. von einem zur Seite stehenden Tischchen einen Notizkalender, blätterte nach und sagte dann: „Donnerstag — am nächsten Donnerstag also? — hm — hm — schlimm — schlimm — schlimm — — Seht, Kinder, ich bin ein zu geplagter Mensch: Der Talentpächter da draußen, der Herr Direktor — ich weiß im Augenblick gar nicht, wie er heißt — der läßt mir ja keine Ruhe; jeden Abend spielen, jeden, jeden Abend — aber ich habe nun den unglücklichen Kontrakt doch mal unterschrieben, ich verstehe von solchen Dingen so lächerlich wenig — —“ er fuhr sich mit der Hand durch die vollen Haare, eine braune Locke fiel achtlos auf die hohe Stirn; dann sagte er plötzlich in frischem Ton: „Aber das ist ja alles ganz gleichgültig! Kinder —!“ und hier nahmen Ton und Haltung einen Ausdruck an, als ob er mit uns das Komplott zu einem rechten tollen Streich schmiede — „Kinder, ich komme zu Euch! Am nächsten Donnerstag, nicht wahr? Und „Musenheim“ heißt Euer Verein? Seht Ihr, ich bin so in der Welt herum verschlagen, daß ich davon nichts gewußt habe. Ihr seid mir darum nicht böse — nicht wahr? Wir sind ja Männer unter uns und brauchen uns keine Flausen vorzumachen. Aber Ihr habt mir eine wahre, tiefe Freude gemacht, — das sag' ich Euch gerade heraus —, daß Ihr an mich gedacht habt. Und Ihr gefallt mir — recht von Herzen — junge Leute mit idealen Gesinnungen, mit dieser reinen heiligen Begeisterung für die Kunst — — — Immer das Banner hochgehalten! Frisch, tüchtig, muthig! Mein Gott, wir müssens ja schließlich durchsetzen —“

Was wir eigentlich durchsetzen mußten, war zwar nicht hinlänglich klar, aber unser aller Augen blickten zu X. auf, als ob sich's hier um einen Rütlischwur handle. — „Also, auf fröhliches Wiedersehen am Donnerstag!“

Er machte sich eine Notiz in seinem Kalender. Wir waren aufgestanden, er drückte jedem von uns warm die Hand und begleitete uns noch den ganzen Korridor hinunter.

Unten verabschiedete ich mich von den andern und trottete allein nach meiner Behausung.

Also ich hatte mich nicht geirrt, meine Erwartungen waren überreich erfüllt. Ja, das war der Mann, wie ich ihn geträumt hatte. Ein ganzer wahrer Mensch, groß und bescheiden, edel und freundlich und mannhaft. Ich fühlte den sinnenden Blick noch immer auf mir ruhen, hörte die merkwürdige Stimme, die ganz leicht und fließend dahinplauderte und in der Tiefe weich und sonor widerklang. Ich war so erhoben, jeder gute Vorsatz war in mir lebendig, ich fühlte mich höher und besser, gestärkt durch ein solches Vorbild.

— — — Die Tage vergingen mit Vorbereitungen für den X.=Abend. Ich betheiligte mich nicht viel daran, alles Gemachte, Eingeübte schien mir diesem einfachen Menschen gegenüber unwürdig.

(Schluß folgt.)

Im Zeichen der Duse.

Eine Liebesgeschichte von Alfred Friedmann.

(Schluß.)

Beides war indeß der Fall. Ferdinand Mahrheim führte nicht nur einen äußerst moralisch gesitteten, eingezogenen Lebenswandel — nein! er war auch wirklich Künstler und zwar in Stein — Bildhauer. Er schien seiner ganzen Gestalt und Erscheinung nach, die dem eines völlig modernen Apoll von Belvedere glich, keine von den Aehren zu sein, bei denen man es dem Halme ansieht, — wie das Sprichwort sagt — daß sie leer, hohl, taub sind. Wenn dies zutraf, so mag das von seinem Mark und Blut gelten, die gesund und frisch, von seinem erfinderischen Hirn, das, alkoholischem Einflusse fern, allerlei Herrliches ausdachte — nicht aber von seinem Beutel! Mahrheim war noch jung und unbekannt, der Genius der Berühmtheit hatte noch nicht an seine morsche Gartenthür in der Steglitzerstraße geklopft, vom Genius des Ruhmes gar nicht zu sprechen, der ihm wohl in schlaflosen Nächten den Traum kreuzte, der aber — für ihn — nicht zu wissen schien, wo man die prächtigen Zwanzigmarkstücke mit dreier Kaiser Bildnissen schlug.

So weit — nämlich gar nicht — waren die Dinge gediehen, als die Duse schon das dritte Sopha betrat, um darauf ihren Schmerz ob Untreue und Verraths einherzuwälzen. Da — in einer neuen Pause, stand der Bildner ehrerbietig im Gange neben Carmosinens Ecksitz, als der so Ungeschickten plötzlich das Taschentuch entfiel. Der Künstler hob es der hold erröthenden Fremden auf, nicht ohne es vorher über seine Lippen, an sein gekräuseltes Schnurrbärtchen geführt zu haben. Der Vorgang, neu und ungewöhnlich, hatte Folgen.

Einen Dank . . . eine Unterhaltung . . .

Mahrheim war einmal vierzehn Tage auf Schusters Rappen — bis in die Abruzzen kam er — in Italien drunten gewesen; er sprach so leidlich italienisch, daß die berühmte Eleonora Duse oft nicht so gut verstanden wurde, wie er hier von Carmosina; und als der Senatore wieder eintrat, war der Roman bereits so weit gereift, daß die Tochter dem verdutzten Vater die neue Errungenschaft vorstellen konnte, schlauer Weise als einen Duseverehrer! Damit hatte sie das Spiel schon gewonnen und durfte es gegen Schluß der letzten Kunstpause wagen, Papa zu bitten, ihre Marmorbüste, zunächst in Thon — beim Herrn Sculptore Fernando Mahrheimo zu bestellen. Weiter wollte sich aber der Herr Senator — zunächst heute Abend, in seinem Innern, und auch später, nicht einlassen.

Glänzende Seelenmaler würden sich nun zur Aufgabe stellen, die wachsende Liebe in beider Liebenden Herzen mit dem Aufgebot ihrer ganzen psychologischen Feinheit und Kenntnisse einem immer mehr erstaunenden Leser beiderlei Geschlechtes zu malen. Er würde aber den modernen Leser, dessen Gattin, Tochter oder Schwiegermutter nur betrügen. Denn all diese Leutchen verlangen heutzutage Wahrheit, die nackte Wahrheit! Und diese ist, daß Carmosina und Fernando sich bereits während des Stückes, dem sie beiwohnten, so sehr liebten, wie nach all den Hindernissen, die ihnen bald das senatorische Veto des gestrengen Herrn Papa's in den dornenvollen Lebensliebesweg legte.

Als der Cavaliere Rocca di Papamonte zum ersten Male das Atelier in der Steglitzerstraße betrat, war der Entschluß, den Komödienvater, der in den schönsten Momenten „Nein“ sagt, zu spielen, sofort in ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Ein leerer, kahler Raum, ganz Glas und Licht; ein Sopha — auf das sich die Duse niemals gesetzt hätte; ein paar Gypsabgüsse eigner und fremder Meisterwerke an der Wand, in den vier Ecken; ein paar Modell=Erinnerungen und Akte; ein Spiegel, der blind, und ein Stuhl, der lahm war, bildeten die stilvolle Einrichtung. Hinter einem grünen Kattun=Oblong stand das Bett des Künstlers, und überall im Raume stießen sich die Entwürfe in Thon: Ein heiliger Antonius, ganz in weiter Kutte, zu dem ein nacktes Ballerinchen tritt — herrlicher Gegensatz in Marmor — wenn man erst so weit wäre —! und andere Thongemälde, mit nassen Lappen züchtig verhangen, oder durch große Trockenkasten — so genannt, weil unter ihnen der Thon nicht trocken werden soll — verstellt.

Als dies der wackere Senator sah, schwor er sich, daß Fernando niemals sein Schwiegersohn werden dürfe. Aus Andeutungen Carmosina's, die in der letzten Zeit statt des altherkömmlichen Papa stets Papacello, Papuccio, Papacini sagte, vermochte er nämlich den Wunsch der Tochter zu errathen!

Genug, die Büste ward fertig, sogar schön und ähnlich, und Carmosina war nicht zimperlich, wie der Nordlandstöchter eine, sie war ganz so eine Jungfer, wie sie in Salvatore Farina's Büchern stehen; warmblütig, schnurgerade auf ihr Ziel losgehend, nicht viel Federlesens machend. Und Ferdinand stimmte ihr nur zu sehr zu: sie zu heirathen, schien auch ihm ein aufs Innigste zu wünschendes Ziel. Je heftiger sie in den Cavaliere Papa drang, je mehr rückte dieser mit seinem einzigen Argument ins Gefecht — der Bildhauer sei ein Habenichts — von was wollte sie leben?

„Von Deinem Gelde! Naturalmente!“ flüsterte Carmosina ihrem Papacino ins Ohr und — der kehrte ihr den Rücken und kaufte ein Bouquet für seine Landsmännin, die Duse.

Längst war Carmosina mit sich und mit ihrem Er einig. Resolut hatte sie ihren Plan ausgeheckt, resolut führte sie ihn aus.

Der Geburtstag des Vaters, der in diesem Jahre auf einen Sonntag fiel, rückte heran. Da blieb Jedermann hübsch zu Hause, man reiste wenig, da sollte Fernando sich rüsten und mit dem Zehnuhrzuge nach einer nahen Station auf dem Wege nach dem Süden fahren; sie würde es schon einrichten, früher da zu sein, und zusammen wollten sie dann, unentdeckt von den Berlinern, ihre Reise — in die Ehe — nach Italien fortsetzen.

Die kleine Tochter der Pensionsinhaberin, bei welcher der Senator seine Wohnung aufgeschlagen, hatte aber an jenem Tage einen Groll auf Carmosina; sie war eines kleinen Versehens wegen gescholten worden. Ihr nun wurde der Brief an den Geliebten als eilig zu besorgen übergeben. — Der Sonntag brach an. Der Cavaliere saß beim Kakao und harrte des Gratulationskusses der Tochter. Ihre Rosen dufteten ihm unter die Nase, aber sie selbst kam nicht. Er ward ärgerlich, er ward wüthend, er lief im Zimmer hin und her, wie seine geliebte Duse in höchster Erregung, aber es nützte Alles nichts — Carmosina war und blieb verschwunden. Er schöpfte Verdacht — auf den Bildner — suchte zunächst in der Tochter Zimmer und fand richtig auf deren Tischlein — eine Gratulation und einen Abschiedsgruß.

Sie wollte das Glück ihres Lebens begründen, sie sei mit ihrem Geliebten zu ihrer Mutter gereist, um den Segen dieser zu erzwingen, da der des Vaters nicht zu haben!

Wuthvoll warf der Cavaliere den Kakao um und stürmte in das Atelier Fernando's.

Wie groß war sein Erstaunen, als er die Gartenthür unverschlossen fand — was konnte auch Mahrheim gestohlen werden? — und hinter den Gardinen des Kattunkastens den Künstler schlafend — und schnarchend! Wach rüttelte er ihn, und ein erstaunteres Gesicht, als das des Verführers, der mit der Geliebten durchgebrannt sein sollte, und, von nichts wissend, beim Schnarchen — einem Ehescheidungsgrunde — ertappt wurde, hatte der Cavaliere noch nicht gesehen.

Es sei denn sein eigenes in dem blinden Spiegel.

Fernando fuhr auf, und zwar dreifach. Von seinem Lager; in hellem Zorne wegen der unverdienten Vorwürfe, und — auf und in die Kleider, Carmosinen nachzueilen! Wie? er hätte mit Carmosinen durchbrennen können, der eigene, noch mögliche Schwiegervater war es selbst, der es ihm mittheilte, und er lag da, schlief, schnarchte, weil er gestern mit einer Schaar Künstler übermäßig lange gegen seine Gewohnheit in der Künstlerklause verweilt hatte? Er der Nüchterne! Und der Cavaliere redete immer von einem Brief, den er wieder haben müsse und den — die Rachsucht der kleinen Haustochter erst am nächsten Tage zur Post geben wollte.

Die Situation war komisch und ärgerlich zugleich!

Aber was blieb nun zu thun? Die feindlichen Verwandten reisten gemeinschaftlich nach der kleinen Station. Dort fanden sie Carmosinchen ganz in Thränen aufgelöst, halb erfroren. Und da das rothblonde Goldkind nun einmal in den Augen der Pensionsbesitzer kompromittirt war und schwor, sich wieder und immer wieder für ihren Fernando zu kompromittiren, so gab der Cavaliere Rocca di Papamonte als der überlegene Klügere nach. Und im Zeichen seiner Diva Eleonora sprach der dusefreundliche Papa die Verlobung aus.

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.